

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



In Sturm und Stille.

Roman von Max Treu.

(Schluß.)

Oben im Zimmer der Domina saß der Marschall, schlürfte ein Glas alten Bordeaux und erzählte, wie er mit seinen Truppen, auf dem Marsche zur Armee begriffen, mit dem Fräulein von Passow zusammengetroffen und durch ihren Hilferuf aufmerksam geworden war.

Gerade in diesem Augenblick trat Hans Joachim und Beate ein.

„Unsere Blaudeckstunde ist zu Ende, Herr Herzog,“ meldete Hans Joachim.

„Und hat hoffentlich das gewünschte Ergebnis gehabt,“ setzte der Herzog hinzu.

Auf einen Tisch der Aebtissin nahmen Hans Joachim und Beate am Tische Platz, und bald funkelte auch vor ihnen der dunkle Wein im Glase.

„Und nun, Herr Herzog, bitte, erzählen Sie zu Ende,“ sagte die Domina, und führte eine Brise zur Nase.

„Es ist nicht mehr viel zu erzählen, gnädige Frau Aebtissin. Ich bat das Fräulein, in meinen Wagen zu steigen, und unterwegs klärte sie mich über alles auf. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sich mein Zorn über diesen Dabensfreich regte. Wir haben in Paris — das darf ich hier vertraulich sagen, — schon manche Dummheit des Kaisers Hofes ansbaden müssen. — Das fehlte uns gerade noch, daß man uns von da durch solche Schurkereien den hellen Aufbruch über den Hals brächte! Und je weiter ich fuhr, um so besorgter wurde ich. Von allen Türmen klangen die Sturmgloden, und überall zogen wir an bewaffneten Bauernscharen vorbei, über deren Absichten man nicht im Zweifel sein konnte, wenn man die entschlossenen, finsternen Gesichter betrachtete. Ich fürchtete beständig einen blutigen Zusammenstoß, und je näher wir dem Stifte kamen, um so mehr wuchsen jene Scharen an, und um so drohender wurden ihre Mienen. Ich schickte nach allen Seiten hin meine Adjutanten, daß sie überall den strengen Befehl überbrächten, keine Unflugheiten und Herausforderungen den Bauern gegenüber zu begehen, aber ich war doch froh, als mein Wagen endlich hier in den Hof des Stiftes einrollte. Und nun bin ich hier, gnädigste Frau Aebtissin, und bitte für zwei Tage um Ihre Gastfreundschaft in dem Sinne, den der schöne Spruch über der Eingangsporte verkündet: „In Sturm und Stille — meine Heimat!“ Zwei Tage war, dann geht der Zug nach Rußland weiter — wer weiß, wohin noch?“ setzte er voll tiefen Ernstes hinzu.

„Seien Sie von Herzen willkommen, Herr Herzog,“ sagte die Aebtissin. „Möchte Ihnen auch diesmal wie vor Jahren Stift Hohenbergen zu einer freundlichen Erinnerung Ihres bewegten Soldatenlebens werden!“

„Wie vor Jahren,“ sprach der Marschall stimmend, „ja, wie vor Jahren. — Und als wir damals zusammenjaßen im

großen Speisesaale, und ich Wiede in die Herzen der trefflichen Menschen hier getan hatte, da leerte ich mein Glas auf das Wohl dieser kernigen, treuen Menschen. Und mit demselben alten Landesspruche, mit dem ich damals schloß, — hier erhob sich der Marschall und nahm sein Glas zur Hand — „bringe ich heute meinen Gruß dieser alten Stätte dar: „Sie gut Altmark alleweg!“

Und die Gläser klangen aneinander, und es gab einen feinen Klang.

Als der Marschall nach zwei Tagen weiterreiste, nahm er aufs neue die Sympathien aller derer mit sich, die mit ihm zusammengekommen waren. Sogar Kiezler, der niemals Pferde für ihn beschlagen hatte, sang sein Lob:

„Se is zwar auch een Düwelsfranzos, — aver he is een echter Keerl!“

Die Truppeneinmärsche dauerten noch wochenlang fort, und es kam da und dort zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen den Soldaten und den Landeseinwohnern. Gräueltakte Zusammenstöße aber wurden überall vermieden, dank der Farbe und Kaltblütigkeit der Bevölkerung einerseits und den strengen Befehlen andererseits, die seitens der Kommandostellen an die Truppen ergangen waren. Es war klar: man wollte sich nicht in Mitten der marschierenden und kämpfenden Armee ein zweites Spanien schaffen.

Als die Truppeneinmärsche endlich aufgehört hatten, trat eines Morgens Hans Joachim reisefertig vor Tante und Braut. Tiefer Ernst lag auf den kraftvollen, männlichen Zügen, als er sagte:

„Die Stunde des Abschieds ist da.“

Beate hing sich an seinen Hals. Keine Träne stand in ihren Augen, sie hielt sich tapfer, aber Hans Joachim merkte doch, wie laut und stürmisch ihr das Herz in der Brust schlug.

„Mein armer Liebling,“ sagte er und strich ihr liebevoll über das weiche Haar.

„Wie kann ich arm sein, Hans Joachim, wo ich doch so stolz auf dich sein darf? Aber hörst du — kehre wieder! Kehre wieder!“

Er nickte zuversichtlich.

„Ich komme zurück, Beate. Unser Glück bleibt uns ungestört und unzerbrochen.“

Arm in Arm traten die beiden vor die Tante Aebtissin. Und ruhig und kühl, wie immer, klang die klare Stimme der Domina:

„So zieh denn hin, Hans Joachim! Möchte, wenn du zurückkehrst, die Freiheit mit dir kommen, daß über diesem Dache wieder alte, liebe Fahnen wehen dürfen. Du deine Pflicht, mein Sohn, sei tapfer und treu in Not und Gefahr, mach deinem Altmarkler Namen Ehre, — aber wirf dein Leben auch nicht tollkühn und unbedacht in die Schanze. Denn nicht dir allein gehört es, — es gehört deinem Vaterland und diesem Mädchen, das dich liebt. Und deren Aussprüche an dein Leben darfst du nicht freventlich verletzen. Und dann denke auch an deine alte Tante Domina, die dich

im Geiste begelitten wird, und die dich mit ihren iunigsten Segenswünschen entläßt. Zieh hin, mein Sohn, und Gott sei mit dir!"

Hans Joachim war vor der starkherzigen Frau auf die Knie gesunken, und sie legte segnend die hagere Hand auf sein Haupt.

Dann erhob er sich schnell und fest. Noch eine lange Umarmung für Beate, ein Händedruck für die Tante — dann war er hinaus. —

Vom Hofe her schallte der Hufschlag seines Braunes. Am Tore sah er noch einmal zurück, — eine Kuffhand flog zu Beate hinauf. —

Mit vorgebeugtem Haupte lauschte sie jetzt, bis der Hufschlag in der Ferne verklang. — Dann aber sank sie, schwer atmend, und die leise bebende Hand auf das Herz pressend, in einen Stuhl. Lange, lange saß sie da, lange, schweigsam und regungslos, — bis endlich die Domina liebevoll den Arm um sie legte.

„Mein armes Kind, dein Herz zuckt und blutet. Ach, ein solcher Abschied tut ja weh, sehr weh — ich weiß es selbst. Aber sei ruhig; er kehrt wieder — er kehrt zu dir, in deine Arme zurück.“

„Ach Tante, und warum alle diese Schmerzen — warum, warum?“

„Die Antwort auf die vielen „Warum“ der Menschenkinder hat sich ein Höherer vorbehalten denn ich. Ich kann sie dir nicht geben, — zu den Ratschlägen des Herrn im Himmel ist die Aebtissin von Stift Hohenbergen noch nie befohlen worden. Und nun nimm ein Buch, Kind, und lies mir etwas vor.“

Aufs Geratewohl schlug Beate ein auf dem Tische liegendes Büchlein auf und las mit bebender Stimme:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Ermüdung fallest —
Ach, ich bin des Treidens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!“

In ihre brechende Stimme hinein klang froh und verheißungsvoll das Geläut der Stiftsglocke, die den Mittag einläutete.

Hans Joachim von Sornitz kam unversehrt aus dem russischen Kriege. Weder die Nordschlacht von Borodino, wo seine Truppe zu den Verteidigern der berühmten Rajewski-Schanzen gehörte, noch der graufige Winter konnten ihm etwas anhaben. Mit eigenen Augen sah er das fürchterliche Gottesgericht, das sich über den unersättlichen Eroberer vollzog, sah den Untergang seines Heeres, des stolzen, das die Weltgeschichte niemals gesehen hatte. Und zu den russischen Offizieren, die am schicksalsschweren Morgen des 30. Dezembers 1812 in der Boicheraner Mühle um den preussischen General Jord, den Führer des preussischen Divisionskorps in der französischen Armee, zur entscheidenden Beratung und Besprechung versammelt waren, gehörte auch Hans Joachim. Es war eine seltsame Fügung eines höheren Geschicks, daß bei dieser Konvention, die die Geschichte Preußens entschied, kein einziger Russe zugegen war: sämtliche anwesenden russischen Offiziere waren geborene Preußen. Die Sprache der Weltgeschichte ist doch von erschütternder Klarheit und Durchsichtigkeit. —

Als Preußen im Frühjahr 1813 die Waffen erhob, litt es den altmärkischen Edelmann nicht mehr im russischen Heer. Er trat in die preussische Armee über, und da wurde er dem Nordischen Korps zugeteilt. Der alte Hegrimm hieß den jungen Offizier, dessen er sich aus jener entscheidenden Stunde gut erinnerte, freundlich willkommen, und unter seiner straffen und tüchtigen Führung machte Hans Joachim den glänzenden Siegeszug von der Labach bis zur Seine mit. Bei Mödern verdiente er sich das Eisene Kreuz. Und dann ging es nach Frankreich hinein. Am Unglückstage von Montmirail wurde er schwer verwundet und hatte es nur der aufopfernden Treue seiner Leute, die aufrichtig an ihm hingen, zu danken, daß er nicht in feindliche Gefangenschaft gerieth. Bis zum Friedensschlusse lag er krank in Frankreich. Doch hatte er gute Pflege gefunden, und als „heimwärts schlug der sanfte Friedensmarsch“, da konnte er sich den zurückkehrenden Truppen anschließen und mit ihnen in Reich und Glied die Grenzen der Heimat überschreiten.

Mit Jubel nahm ihn die alte Heimat auf. Die Glocken läuteten im ganzen Lande, und auf allen Wegen und auf allen Stegen kamen den Rückkehrenden Männer, Frauen und Kinder entgegen, um sie in der Heimat willkommen zu heißen und mit Eichenkränzen zu schmücken. In jenen denkwürdigen Tagen haben die Eichen der Altmark fast ihr ganzes Laub hergeben müssen.

Keine aber unter allen Glocken klang Hans Joachim von Sornitz so lieb und so verheißungsvoll in die Ohren, als wie die Glocken von Linau und von dem Stift Hohenbergen. Denn sie waren es ja, die ihm auch bald zur Hochzeit läuten sollten.

Als der Roggen von den Feldern eingebracht war, da traten Hans Joachim von Sornitz und Beate von Hassow vor den Altar der kleinen Dorfkirche in Linau. Das ganze Dorf, die ganze Umgebung nahmen an der Feier teil, und als das letzte Amen verklungen war und die Neuvermählten in ihr Heim fuhren, da legte Hans Joachim seinen Arm um seine Frau und flüsterte ihr ins Ohr:

„Mein Weib und mein Glück!“

Und sie sah glückselig zu ihm auf, und in ihren Augen lag ein süßes Leuchten. —

Noch einmal mußte Hans Joachim den Säbel von der Wand nehmen, als im Frühjahr des nächsten Jahres aus neue der Kriegsruf gegen den fremden Eroberer durch die Lande scholl. Und dieser Abschied war fast noch schmerzlicher als der erste. Es bedurfte der ganzen Seelenstärke der Domina, um Beate vor einem Zusammenbruch zu bewahren. Täglich war die Aebtissin vom Morgen bis zum Abend um sie, und unter der Zusprache und dem Troste der heilsüchtigen Frau fand dann Beate die Ruhe wieder, deren sie so sehr bedurfte.

Am demselben 18. Juni, an dem Hans Joachim auf dem erstürmten Kirchhof von Planchenow neben seinem tapferen Kommandeur Hiller von Gärtringen in das dominernde Viktoria einstimmte, das den Sieg von Belle-Alliance verkündete, da schenkte ihm Frau Beate einen Sohn.

Und als er diese Mitteilung vor Paris erhielt, da rief auch er noch einmal:

„Victoria!“

Und Viktor wurde der Junge getauft, als Hans Joachim heimgekehrt war. Das Knäblein weinte nicht während der Taufe, sondern es lächelte ganz still vor sich hin. Und der stolze Vater meinte, das sei ein gar siegesgewisses Lächeln gewesen, — der Junge werde sich vom Beben nicht unterliegen lassen. —

Am Abend des Tauftages machten Hans Joachim und Beate einen Spaziergang.

Vor der Schmiede schwang Kiezler den Hammer, daß die Funken flogen.

„Na, Kiezler, alles gut zuwege?“

„Dat soll woll sin, Jungherr. Dank der Nachfrage.“

„Was machen die Lütten? Schreien sie noch?“

„Aee, Jungherr, dat sollen se wohl bleewen laten. Nu is Frieden im Land, un de Franzos is rut, — do weeten de Lütten mit mehr to seggen un sin stille.“

Da kam auch schon Frau Kiezler mit den beiden Zwillingen herbei.

„Das sind ja Prachtkerle geworden!“ sagte Hans Joachim, und er und seine Frau gaben den schmutz und gesund aussehenden Jungen die Hand.

Der Schmied schmunzelte und strich sich den Bart.

„So, jo, Jungherr, dat stimmt. Amsonst heiv ick of nich so 'ne Staatsfru. De kann noch vill mehr, als Jungens upfüttern.“

Frau Kiezler hielt ihrem Manne den Mund zu.

„Aber du bist doch man eenen richtigen ollen Esel!“ sagte sie.

Und alle lachten herzlich.

Dann wollten Hans Joachim und Beate weitergehen und reichten den anderen die Hand. So standen sie denn zusammen, und ihre Hände ruhten fest und sicher zusammen. Sohne und Töchter eines Landes, der Bauer und der Edelmann, und ihr Herz schlug denselben Schlag, und in ihnen lebte dasselbe eine, dasselbe große und mächtige Gefühl: Treue und Vaterland! — — —

Langsam gingen Hans Joachim und Beate weiter. Zum Elbdeiche hinauf führte er seine Frau. Im Westen ging die Sonne scheiden. In zartes Rot getaucht, glühte das Land. Die Fenster des Stiftes drüben bligten im Abendstrahle. Leise rauschte der Strom zu ihren Füßen. Seine Wellen

zitterten und bebten unter dem Kusse der niedergehenden Sonne. Taubek flogen von den Felsen heimwärts. Aus den Schornsteinen des Dorfes stieg langsam der Rauch in die klare Luft. Nirgends ein Lärm, nirgends ein lautes Geräusch, tiefer Friede ringsum.

Hans Joachim zieht sein Weib an sich, legt ihr Haupt an seine Brust, zeigt mit der Hand über das Land hin und sagte:

„Wie schön, wie still, Beate! Der Sturm ist vorüber, und nur noch das andere: In Stille — meine Heimat!“

Sie sieht ihm lange in die Augen, und ihrer beider Herzen schlagen still und stark aneinander. — — —

Luthers Bild im Lichte der deutschen Dichtung.

Von Dr. Paul Landau.

Luther ist nach einem Wort Treitschkes von seinem Volk mit einer so stürmischen Freude begrüßt worden, wie sie der deutsche Boden erst in den Tagen der Einigung des Deutschen Reiches wieder erlebt hat. Dem Heiden des Wormser Reichstages jubelte das Volkstied zu: „In Worms er sich erzeiget, er stand wohl auf dem Plan, seine Feind hat er geschworen, keiner durch ihn wenden an.“ Ein anderes Stab aus dem Jahre 1524 singt:

„Martinus ist ein kühner Mann,
Ein groß Spiel hat er gefangen an,
Er darf nicht Wäsel noch Karten;
Denn wer mit ihm Judieren will,
Der heilig Schrift tut er warten.“

Im gleichen, hellen Freudentum klingt Hans Sachsens Gedicht von der „Bitterbergischen Nachtigall“, dieselbe leidenschaftliche Liebe für den deutschen Glaubenskämpfer, der gegen Rom auftrat, dort mit aus zahllosen Briefen und Flugschriften entgegen. Freilich antwortete die Gegner mit Verunglimpfungen, und so läßt sich erst langsam aus dem unruhig-wogenden Nebel verschiedenartiger Meinungen das Bild des christlichen Kämpfers, als des Urbildes der Kraft und des Glaubens, so wie es Dürer in seinem Bauhübsche als das Symbol der Lutherischen Größe festgehalten hat.

Luthers Gestalt, mit der, wie es jüngst Barnack wieder betont hat, der Geist der Zeit in der Weltgeschichte aufgeht, ist in allem deutschen Bildungsbewußtsein lebendig geblieben bis auf unseren Tag. Wo die deutsche Seele ihre Großtaten vollbracht hat, da geschah es mit Luthers Hilfe, so in der größten Geistesart unserer Philosophie, in der Kant den Willen des Menschen in den Mittelpunkt der Weltanschauung stellte, so in unserer größten Dichtung, im „Faust“, dessen Monologe vom Wesen Luthers durchweht sind. Luther, der jedenfalls der erste moderne Deutsche ist, mag ihm auch den Ruhmestitel des ersten modernen Menschen überhaupt Dante oder Boccaccio gerecht machen, hat allen nach ihm Kommenden die Zunge gelockt: wir alle sprechen noch heute Luthers Sprache, und unser größter Sprachmeister Goethe benutzte demütig Luthers „Mienensprache“: „Nur das Barte getraue ich mich hin und wieder besser zu machen.“ So ist die ganze deutsche Dichtung mittelbar eine Schöpfung des Reformators, und es könnte eine deutsche Literaturgeschichte unter dem Gesichtspunkt geschrieben werden, was unser Schrifttum ihm verdankt: die Lyrik, indem er das Kirchenlied und den Ausdruck des unmittelbaren Geschehens im Gedicht schuf, das Drama, indem er die biblischen Stoffe zur Darstellung empfahl und die individuelle Charakterisierung des Menschen durchsetzte; Epos und Roman, indem er die Schönheit der deutschen Sprache entdeckte und durch seine Epe ein Vorbild gab, nicht nur für das evangelische Märchen, sondern für das deutsche Epos überhaupt. Die deutsche Dichtung hat ihm diese Segnungen nicht vergelten können. Zwar hat sie sich durch alle Zeiten redlich bemüht, das Bild Luthers festzuhalten, aber es hat sich kein Genius gefunden, der die weltbewegende Wucht dieser Persönlichkeit dichterisch hätte gestalten können. Nur einzelne Seiten dieses allumfassenden Wesens sind in den Dichtungen der verschiedenen Zeitalter geschildert worden; sie alle schließen sich jedoch zu einem Bilde zusammen, das sich verlohnt, in diesen Tagen der festlichen Erinnerung an den großen Mann in kurzen Strichen zu umreißen. Natürlich können nur die wichtigsten Dichtungen erwähnt werden; die ungeheure Menge der Festspiele, Gelegenheitspoesien und unbedeutenden Reimereien bleibt unerwähnt. Eine hübsche Zusammenstellung der besten Gedichte und Versehrungen hat Gustav Manz im Verlag des Evangelischen Bundes als Festgabe geboten.

Die Dichtung seiner Zeit stand Luther zu nahe, als daß sie ihn objektiv betrachten und künstlerisch hätte gestalten können. Der erschütternde Eindruck seines Todes erst verlieh dem Bilde feste Züge, in dem er nun durch das folgende Jahrhundert, eine Zeit des Kampfes und blutigen Krieges, schritt. So läßt Hans Sachs in seiner „Magreb“ ob der Leiche Doktor Martini Lutheri die edle Frau Theologia sagen, daß der „starke Held von Gottes Gnaden“, der „so ritterlich für mich gekämpft“, nun dahin sei. Der fromme Meisterfinger aber tröstet sie:

„Darum so laß dein Trauen sein,
Daß Doctor Martinus allein

Als ein Ueberwinder und Sieger,
Ein rechter apostolischer Krieger,
Der seinen Kampf hier hat vollbracht
Und brochen deiner Feinde Macht.“

Je mehr Luthers Werk durch Streitigkeiten aller Art bedroht wurde, desto schmächtiger richteten sich die Augen auf den, der dieses Werk geschaffen und so kraftvoll verteidigt. In einer ganzen Reihe von Dramen wird Luther als der „christliche Ritter“ gefeiert, der die wahre Kirche als eine feste Burg gegen alles Teufelswerk gesichert. So schildert der tief sinnige Klopstock in seinem „Lin“ in seinem lateinischen, aber bald ins Deutsche überetzten Drama „Phasma“ Luther als den Heiden, der siegreich über die religiösen Schwärmer seiner Zeit triumphiert; der Kaufmännische Pastor Zacharias Rivander ruft in seinem deutschen Drama „Luthers redivivus“ den toten Reformator vom Himmel herunter, „daß ich wieder muß auferstehen, und mich erklären ohne Scheu, Was meine Lehr vom Abendmahl sei.“ An der Wende des 16. Jahrhunderts hat dann Andreas Hartmann zuerst den Plan gefaßt, Luthers Lebenslauf dramatisch darzustellen; in seinem „Curriculum vitae Lutheri“, in dem der Charakter des Reformators in kräftigen klaren Zügen gezeichnet ist. Eine ganze Anzahl Luther-Dramen rief das erste Reformationsjubiläum ins Leben, so die „Delecrantia“ des Stettiners Heinrich Pielmann mit ihren lebendigen, den Wollschäfer schildernden Volkstönen, den „Luther“ des Magisters Heinrich Dirckwig, der alle bedeutungsvollen Personen seiner Zeit aus dem protestantischen wie aus dem katholischen Lager um den Reformator gruppiert. Das weitest ausgedehnte dieser Reformationsdramen ist der bereits 1613 gedichtete „Christlich christlich Ritter“ des Pastors Martin Rindhart, der sogar 1890 eine Erneuerung „für die Gegenwart“ von August Trampelmann erlebte. Der Ritter Martin, der hier als der gute Sohn Gottes vor seinen bösen Kindern Pseudo-Petrus und Johannes, Papp und Casin, sein Erbstatthalter auf Erden wird, ist die rechte Idealgestalt dieses kriegerischen Jahrhunderts, ein reißiger Glaubens- und Gottesstreiter, der mit der guten Wehr und Waffnen seines Gebets Tod und Teufel in die Flucht schlägt. (Schluß folgt.)

Begegnung mit Boelde.

Zu seinem Todestage am 28. Oktober.

Von Ferdinand Münzelmann.

Ein trüber Tag des Jahres 1916, ein Tag, der mit vielen Sorgen angefüllt war, hat mich in seiner letzten Stunde eine große Freude und von vielen kriegerischen Begegnungen in dieser kriegerischen Zeit die schönste und erfreulichste gebracht.

Und er ist heute zu einer wunderlich-wunderlichen, ahnungs-vollen Erinnerung geworden.

Das war auf einem Bahnhofs, irgendwo mitten in Deutschland.

Ich stieg mit einem Freunde, den ich gerade aus einem Lazarettzuge abgeholt hatte, mit vielen Menschen eine große Treppe hinauf. Langsam und mühselig, denn der Freund war sehr krank.

Unten im Gange stand, mitten unter den hin- und herstehenden Menschen, ein Offizier im grauen Mantel. Der hob sich irgendwie von den anderen ab. Der war, ich weiß selbst nicht wie und warum, zwischen den anderen ganz allein. Und als ich ihn mit einem zweiten Blick ansah, kam es mir so vor, als hätte ich sein Gesicht schon einmal gesehen.

Plötzlich gab sich mein Freund einen Ruck, und er machte sich schnell von meinem Arme los. Dann rief er: „Das ist Boelde!“, und er lief ganz schnell die Treppe hinauf. Ein paar Augenblicke später standen die beiden, die auf demselben Gymnasium die Schulbank gedrückt hatten, Hand in Hand und lachten sich an.

Ein erschütterndes Bild, diese beiden da zusammen zu sehen: den jungen Flieger, den kühnen, glühenden, berühmten Mann, dem der Krieg Ruhm und Ehre gebracht hatte, und den andern, seinen Kameraden aus Jugendländern, Soldat und krank, einer von den vielen, die im Dunkeln stehen, die still ihre Blüthe getrun haben.

Der Kranke winkte und stellte mich vor. Zwei klare, helle Augen richteten sich fest auf mich, sahen mich groß, beinahe wie prüfend an. Es waren Augen eines Jägerjägers, Augen wie Scheinwerfer.

Wir sprachen ein paar Worte, so, wie es nun einmal ist, wenn man plötzlich vor einem Menschen steht, dem das Glück so hoch gewesen ist, daß er sich reichen Lorbeer pflücken durfte.

Ein paar Augenblicke hörte er mich an. Dann wurde das kalte und stolze Gesicht des jungen Fliegers plötzlich ganz lachend und fröhlich, und er schob mit einer kleinen Bewegung des Kopfes, mit einem leichten Heben der Lippen, mit einer wunderhübschen gleitenden Handbewegung alles Lob, das man ihm sagen mochte, alle Ehren, die man so gern vor ihm ausbreiten wollte, weit von sich fort.

Aber da er noch eine ganze Stunde Zeit hatte, fand er sich gern bereit, mit uns ein Glas Wein zu trinken.

Da saßen wir denn an einem köstlichen Tisch in einem hellen Zimmer, und Boelde und sein Freund redeten, und ich war fröhlich daneben und Worte zu. Fröhlich und freundlich aber

